

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 12 (1971)  
**Heft:** 21

**Artikel:** So baute ich den Sozialismus 7. Julius wird Millionär  
**Autor:** György, Ervin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1095468>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

So baute ich den Sozialismus

# Julius wird Millionär

Von Ervin György

Ein echter Revolutionär und Kommunist, der auch nach der kommunistischen Machtergreifung an seinen Idealen festhält, gerät unweigerlich in Schwierigkeiten. Das war auch bei Julius so. Er wollte den sozialistischen Menschentyp formen, legte sich deshalb mit der Partei an und wurde konterrevolutionärer Umtriebe bezichtigt. Die Staatskarriere war verbaut. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als sich ins mittlerweile vom Regime geförderte Privathandwerk zurückzuziehen und Millionär zu werden. Das ist wörtlich zu nehmen und ohne jede Ironie. Denn dieser Beitrag handelt von einem Idealisten, den man gehindert hatte, an seinen Idealen zu arbeiten. Im Unterschied zu andern hat er freilich nicht nur überlebt, sondern die innere Emigration auch profitabel gestaltet.

Es gab nach der Machtergreifung viele begeisterte Idealisten — besonders in der jüngeren Generation —, die mit grossen Hoffnungen und revolutionärem Elan am Aufbau des Sozialismus teilnahmen. Nach Faschismus und Krieg war das die lockende Alternative. Einer dieser fanatischen Revolutionäre war mein guter Freund und zeitweiliger Kollege Julius. (Seinen Namen habe ich hier geändert — aus begrifflichen Gründen.)

## Junger Mann aus gut marxistischer Fabrikantenfamilie ...

Julius hatte seine revolutionären Tugenden offensichtlich von seinem Vater geerbt, der um die Jahrhundertwende als junger Bäckergehilfe Mitbegründer der sozialdemokratischen Partei in Siebenbürgen gewesen war. Aber nach der Eheschliessung mit einer tüchtigen Armenierin kehrte der Vater der Politik den Rücken, wurde reicher und immer reicher und vergass unterdessen Marxens Lehren. Er wurde ein echter Zunftmeister. Er hatte schon drei grosse Brotfabriken, eigenen Wagenpark und zahllose Geschäfte. Seine beiden Söhne aber mussten vorerst das Bäckerhandwerk erlernen, bevor sie weiterstudieren durften.

## ... rebelliert und wird im Krieg zum echten Revolutionär

Seine erste Revolution veranstaltete Julius kurz vor der Gesellenprüfung. Weil sein Vater ihn nicht ins Theater liess (er sollte kurz nach Mitternacht in die Backstube), verliess er das Elternhaus und wurde selbst Komödiant. Mit einer Schauspieltruppe zog er durchs Szeklerland und erntete als 2. Page und 3. Mann aus dem Volk angeblich beträchtliche Beifälle. In Brassó aber verschwand der Direktor mit der Primadonna und der Kasse und liess nur seine Frau plus etliche Schulden zurück. Die Truppe löste sich auf, und Julius verdingte sich als Bäckergehilfe, bis die Tränen seiner Mutter ihm die Rückkehr in sein Elternhaus ebneten.

Die erste Niederlage hatte Julius' revolutionären Geist nicht gebrochen. Er begann sein Studium an der Pädagogischen Hochschule und verliebte sich in eine junge, sehr anmutige, aber ebenso arme Adelige, die obendrein eine hellbegeisterte Kommunistin war. Sie erwiderte übrigens Julius' Liebe und wollte ihn heiraten.

Die Eltern waren beiderseits entsetzt und empört. Bei den Adelligen konnte das Vermögen des Bäckermeisters den Geruch des Handwerks nicht vergessen lassen. Der Bäckermeister seinerseits entsann sich seiner sozialdemokratischen Vergangenheit und konnte weder die aristokratische Abstammung noch die bolschewistische Gesinnung seiner Schwiegertochter in spe verzeihen. Julius bereitete schon eine dramatische Flucht vor, doch der Krieg kam dazwischen. Julius wurde einberufen. (Erst später erfuhr er, dass sein Vater die Einberufung bewirkt hatte, um ihn von «Unüberlegtheiten» mit seiner Geliebten zu bewahren!)

In einem Bäckerkommando der königlich-ungarischen Armee war jedoch der brave Soldat Julius nicht so gut geborgen, wie es sein Vater erhofft hatte. Beim nicht so stillen Don geriet die 2. ungarische Armee unter die Räder der vordringenden Roten Armee, und Julius kam in Gefangenschaft. Da er ein ausgesprochenes Sprachgenie war, lernte er schon während der vierwöchigen Fahrt im Güterwagen nach Sibirien so viel Russisch, dass er bei der Ankunft ins erste Lager schon zum Dolmetscher avancieren konnte. In den fünf Jahren seiner Gefangenschaft brachte er sich redlich durch. Nur einmal hatte er Pech und musste einige Monate in 2000 Meter Tiefe in einem Kupferbergwerk arbeiten. Sonst war er mal Lagerkommandant, mal Arzt, dann wieder Barbier oder Verwandlungskünstler und zuletzt sogar Direktor eines Gefangenen-theaters. (Er spielte mit grossem Erfolg auch Julia.) Das wichtigste jedoch war, dass er während seiner Gefangenschaft sein instinktives, angeborenes Revoluzzertum mit den Lehren Marxens, Engels, Lenins und Stalins anreichern konnte.

## Rückkehr ins Siebenbürgen des grossen Umbruchs

Als überzeugter und hochgebildeter Marxist kehrte Julius mit vorzüglichen russischen Sprachkenntnissen 1948 in seine Heimatstadt zurück. Gerade zur richtigen Zeit; es war das Jahr des Umbruchs.

Alles hatte sich verändert. Die Stadt gehörte nicht mehr zu Ungarn, sondern zu Rumänien. Der König hatte einige Monate zuvor das Land verlassen müssen, die Kommunisten waren an die Macht gekommen. Der Vater war inzwischen verstorben, die Brotfabriken und Geschäfte wurden enteignet. Der Bruder im Westen, die

7 Mutter Serviertochter in einer Konditorei. Seine Geliebte hatte geheiratet und war Mutter geworden.

Aber all das kümmerte Julius wenig. Er stürzte sich voll Begeisterung in den Aufbau des Sozialismus. Er wollte all sein theoretisches Wissen in die Tat umsetzen. Er trat natürlich der KP bei und legte binnen kürzester Zeit seine überfälligen Hochschulprüfungen ab. Er machte schnell Karriere. Es war grosser Mangel an gebildeten und überzeugten marxistischen Pädagogen. Kaum war er Studienrat geworden, wurde er auch schon als Professor zur Pädagogischen Hochschule berufen für russische Sprache und Literatur.

Julius war glücklich wie ein Fisch im Wasser und betätigte sich unermüdlich. Tag und Nacht war er dabei, die pädagogischen Prinzipien Makarenkos an seinen Schülern zu verwirklichen.

## Was man nie tun sollte: Am sozialistischen Aufbau mitwirken und erst noch daran glauben

Kaum jemandem ausser ihm bin ich an der Universität und verschiedenen Hochschulen begegnet, der mit so echter Freude und aufrichtigem Eifer den neuen, sozialistischen Menschentyp formen wollte. Er wollte die ihm anvertrauten Mädchen und Jungen in wahrer Liebe zur Arbeit, zur Arbeiterklasse und deren führender Kraft, der Partei, erziehen. Zu Fleiss, Bescheidenheit und Ehrlichkeit. Zur Opferbereitschaft für die Allgemeinheit und zur Zurückstellung der Eigeninteressen. Kurzum: wie es im Buche geschrieben war.

Er arbeitete unermüdlich und trat immer wieder — um was es auch ging — für seine Hochschule, für seine Kollegen oder Studenten ein. Er zog sich nicht in seine «Kompetenzen» zurück, sondern ging auf die Barrikaden, wenn es nötig war, um z. B. einen neuen Turnsaal, mehr Betten im Internat, mehr Stipendien, eine bessere Kantine oder saubere WC «herauszuboxen».

Er war das Musterbild eines aktiven Pädagogen. Trotzdem war er eher gefürchtet als beliebt. Manche Kollegen mochten seinen ideologischen Ehrgeiz nicht, oder missbilligten seine überspannte Aktivität. Mit seinen besten Freunden überwarf er sich wegen belangloser pädagogischer oder didaktischer Probleme. Er war ein Fanatiker der Gerechtigkeit: er wollte z. B. ein neues «Notensystem» schaffen, das dem Wissen, Fleiss und der Intelligenz der Schüler Rechnung tragen sollte. Er konnte stundenlang darüber meditieren, ob ein Aufsatz die Note 2 oder 3 verdiente. Die Studenten, die diese seine Gerechtigkeit schätzten, schwärmten für ihn. Fast legendär war seine Einstellung den «schönen» Studentinnen gegenüber. Er gab ihnen strengere Noten mit der Begründung, für ihr hübsches Aeussere würden sie sowieso von seinen Kollegen — und obendrein im ganzen Leben — bevorzugt.

Diese seine Strenge und sein «Gerechtigkeitsdrill» sollten ihm zum Verhängnis werden.

## Ausgerechnet 1956 den Sohn eines Parteibonzen durchfallen lassen: Wenn das nicht konterrevolutionär ist!

Es war kurz nach der Niederwerfung des Ungarnaufstandes 1956. In den Betrieben und Institutionen Siebenbürgens begann eine grosse

Säuberungswelle, um die ungarische Minderheit (2 Millionen Ungarn leben in Siebenbürgen, das nach dem Zweiten Weltkrieg Rumänien zugesprochen wurde), die mit dem Budapester Aufstand sympathisiert hatte, einzuschüchtern. Jeder zitterte um seine Freiheit oder seinen Posten. Und gerade zu dieser Zeit leistete sich Julius den Uebermut, den hoffnungsvollen Sprössling eines mächtigen Parteibonzen durchfallen zu lassen. Nun muss man wissen, dass an den sozialistischen Schulen und Hochschulen das Prinzip galt: schlechte Noten charakterisieren den schlechten Lehrer. Der gute Pädagoge muss es fertig bringen, alle seine Schüler gut über die Runden zu bringen. (Bis Anfang der sechziger Jahre waren die Lehrer z. B. angehalten, den schwächeren Schülern unentgeltliche Nachhilfestunden zu geben, denn es war ihre Pflicht, jedem das ganze Lehrmaterial zu vermitteln. Wenn es nicht anders ging, mit unbezahlten Ueberstunden.) In den Personalakten der Pädagogen spielte die alljährlich eingeführte Zahl der Sitzengebliebenen und Durchgefallenen eine entscheidende Rolle; davon hing ihre politische und berufliche Beurteilung ab.

Dem ist zu verdanken, dass in den Jahren des Stalinismus kaum jemand sitzenblieb. Welcher Pädagoge wollte schon sich selbst verleugnen? Darüber hinaus galt noch der — bei Makarenko übrigens nicht erwähnte — Standpunkt, dass aus der Sicht des «Klassenkampfes» die Arbeiter- und Bauernkinder besonders begünstigt werden sollten. Sollte ein Proletarierkind sitzenbleiben, wurde das fast als ein Sabotageakt betrachtet. (War es gar das Kind eines Parteifunktionärs, so konnte man es als Selbstmord des Pädagogen auffassen.)

Julius hatte sich seit eh und je dieser letzteren Auffassung entgegengestellt. Er verhehlte nicht seine Ansicht, dies sei eine von Grund aus antimarxistische These, denn sie drossle den Fleiss und die Leistungen der bevorzugten Kinder, die der Arbeiter, Bauern und Funktionäre. Im Gegenteil, sie sollten strenger behandelt und beurteilt werden. Er verlangte mehr von ihnen; nur so konnten sie — seines Erachtens — zur echten geistigen Elite werden, ihren späteren Führungsaufgaben gerecht werden. Er war nie bereit, die Noten zu «manipulieren». Auch jetzt weigerte er sich, dem Drängen von Direktor, Parteisekretär und der Kollegen nachzugeben und die verhängnisvolle Note zu korrigieren, den Funktionärssohn also doch durchzulassen.

Auf der nächsten Professorenkonferenz wurde Julius vom Parteisekretär offiziell des «konterrevolutionären Unfuges» bezichtigt. Man warf ihm vor, als Nachfahre einer reichen Industriefamilie der Arbeitermacht feindlich gesinnt zu sein, als Pädagoge die Arbeiter- und Bauernjugend zu unterdrücken und damit zielbewusst die Bestrebungen der marxistischen Erziehung zu verhindern.

Statt sich mit geschickter Selbstkritik und Nachgiebigkeit zu retten, brach aus Julius wieder einmal der Revolutionär aus.

Mit überschwärmender Wut bezichtigte er den ganzen Lehrkörper und die zuständigen Parteiorgane der Unwissenheit, des Opportunismus und Revisionismus. Sie hätten die grundlegenden Thesen der marxistischen Erziehung verfälscht, würden die Jugend verderben und vom Ideal des sozialistischen Menschentyps entfernen. Er, Julius, halte es unter seiner Würde, mit solchen

Dilettanten und Feinden der Revolution weiter zusammenzuarbeiten, darum kündige er hiermit seine Stellung. Und dröhnend stiess er hinter sich die Tür des Konferenzsaales zu. (Ich glaube, es war ein einmaliger Fall im Sozialismus, dass ein Intellektueller unter solchen Umständen auf seinen Posten verzichtete!)

### Ein demissionierender Professor wird Bäcker ...

Am nächsten Tag meldete sich der Professor der russischen Sprache und Literatur bei der städtischen Bäckereigenossenschaft. Morgens um zwei konnte er seine erste Schicht als Bäcker antreten. Die Bäckerei hatte übrigens einst seinem Vater gehört.

Sieben Jahre lang arbeitete Julius beim Backofen. Er war zufrieden, sogar glücklich dem Anschein nach. Er arbeitete nach Norm, und der tüchtige Bäcker verdiente kaum weniger als einst der Professor. Er war aus dem Stand der Intellektuellen ausgeschieden und brauchte sich vor keinen politischen Problemen mehr zu fürchten. Er musste nicht mehr um seinen Arbeitsplatz zittern, er hatte um keine Prinzipien mehr zu streiten. Er machte Brot.

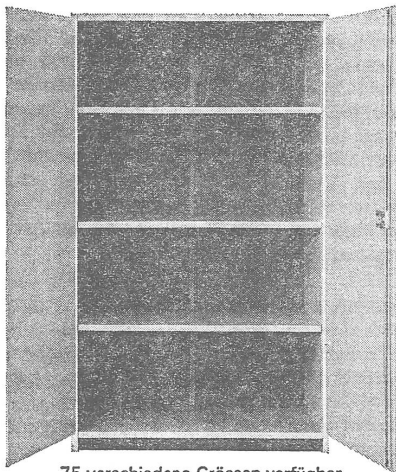
### ... und Pächter und reich

Was nach diesen sieben Jahren geschah, erfuhr ich von Julius persönlich, als er mich im vorigen Jahr in Basel besuchte. Er war auf einer längeren Urlaubsreise in England und Frankreich gewesen. Auf dem Heimweg nach Rumänien hatte er seine Reise für einige Tage unterbro-

(Fortsetzung auf Seite 10)

## Dieser MONTA-Normschrank kostet nur Fr. 189.- (ab Werk)

Grösse 180×96×30 cm mit 4 Tablarern



75 verschiedene Grössen verfügbar.  
Ausführung: kastenverleimte Holzkonstruktion, beidseitig mit hellbraunen Hartfaserplatten. Alle Kanten mit weissen Kunststoffstreifen abgedeckt. Hartgrundierung aussen 10% Zuschlag. Lieferung direkt vom Hersteller.  
Bitte verlangen Sie unverbindlich Unterlagen.



**Walter + Bruynzeel AG**  
8362 Balterswil TG, 073/431313

71A

## Das politische Buch

Hit Tip

Aktuelle Hinweise

Domino

Antiquariatsangebot

Ansichtssendung

Gratis-Dienstleistungen der

Buchhandlung SOI  
Jubiläumsstrasse 41  
3000 Bern 6

## Der Buchtip

### Flachmalerei – Preisgekrönt

Zaharia Stancu: «Solange das Feuer brennt.» Ein Zigeunerroman. Styria, Graz-Wien-Köln 1971. 446 Seiten; Fr. 32.25.

Herder-Preissträger 1971, muss man es nun lesen?

Wenn man's durchgelesen hat, kann man froh sein. Und andererseits traurig.

Froh, dass man sie hinter sich hat, diese Geschichte, die gleich zu Anfang an den beiden Enden eines Spannungsbogens aufgehängt wird: Ein Befehl der Obrigkeit schickt Him Basas Zigeunerstamm in ein ödes Gebiet, ins Verderben; Alimut (der Sohn des Stammesoberhaupts) und Kera (seine Gespielin und spätere Frau) haben Stancu die Geschichte erzählt (so das Motto): also kommen sie in der Oede nicht um.

Traurig, weil man sich fragt, wozu dieses Buch geschrieben wurde. Nur das *Weshalb* gibt der Autor im Motto (das sein Alibi ist: er muss-

te!): «... Kera hat darauf bestanden, dass ich sie — die Geschichte — niederschreibe.»

Drei Sorten von Menschen werden vorgeführt:

— Die Zigeuner mit ihren «uralten, gerechten» Gesetzen, die den Stamm bisher florieren liessen, aber nun durch den Krieg zerstört werden.

— Die Gendarmen, Instrumente der Obrigkeit, deren «Willkür» die Zigeuner «stets ausgeliefert» waren.

— Die Deserteure, deren einer die tiefe (?) philosophische (?) Erkenntnis zum besten gibt: «Ich bin ... besser, barmherziger und menschlicher geworden, ... einfach, weil ich keine Waffe mehr hatte.»

Also der Krieg ist schuld. Der Roman passt genau zur Politik der sogenannten friedlichen Koexistenz. «Warum haben die weissen Menschen den Krieg angefangen?» Im Krieg vertiert und tötet jeder. Im Krieg ist das Leben nichts wert. Wir wollten den Krieg nicht, haben nichts mit dem Krieg zu schaffen. «Aber er mit euch», sagt man den Zigeunern. Und nur der Krieg, den die «weissen Menschen» angezettelt haben, stört die Harmonie dieser in urkommunistischer geregelter Kollektivität lebenden Zigeuner, die sich wie alle einfachen, nicht auf Krieg ausgerichteten Menschen mit den zentralen Fragen des Lebens befassen: Leben, Tod, Glück, Liebe — ihre alten Gesetze (inkl. Auspeitschung und Messerkampf bis zum Tod der beiden Rivalen in einer Dreiecksgeschichte, z. B.) geben praktische Lösungen, «und was ich nicht weiss, das weiss ich nicht», heisst es zu allen offen bleibenden Fragen. Basta.

Wenn alle Menschen friedliebend würden und niemandem etwas zuleid tun wollten, wie diese Urkommunisten, dann wäre Friede auf Erden und Sicherheit in Europa, steht dick zwischen den Zeilen.

Wenn, heisst das aber auch, alle Menschen so zweidimensional würden wie Stancu drei Sorten — Zigeuner, Gendarmen, Deserteure. Liebe ist, wenn man ohne einen bestimmten Menschen nicht leben kann (S. 13). (Need-love, etwa: Nehmen-Liebe, nannte C. S. Lewis das.) Tod ist, wenn sich «die Seelen von den Körpern trennen, in denen sie gefangen sind» (S. 212). Was die Seelen nachher tun, davon sagt Stancu nichts: da klammert er aus. Diese Antwort bleibt er schuldig. Er tönt zwar — und das ist vielleicht das einzige Gute an dem ganzen Buch — an, dass *Vergeben* (das es in den alten Gesetzen des Zigeunerstammes nicht gegeben hatte) lebensnotwendig ist.

Das steht indessen schon seit Jahrtausenden in einem andern Buch, in welchem sowieso mehr Antworten sind, als Stancu Fragen aufwerfen kann; dort steht auch alles Wissenswerte über die *Geben-Liebe*, und darüber, was Tod ist. Bei Stancu scheint kein einziger der Helden auch nur eine Zeile aus diesem Buch zu kennen. Die «Christen», von denen er schreibt, sind keine: sie glauben, Gott schlafe nachts; der ehemalige Kirchensänger, ein Deserteur, sagt alle fünf Minuten «Herr erbarme dich», und damit hat sich's; einer der Halunken, die Kera vergewaltigen, will Alimut nicht töten, um ohne Kompensationen in den Himmel zu kommen.

Gewiss, es gibt massenhaft Menschen, die so zweidimensional aussehen. Aber Stancu impliziert, dass es keine andern gibt, und das stimmt nicht, wenn es auch im Reich des «sozialisti-

schen Friedens» keine geben darf. Man liest gescheiter das Buch der Antworten ... , das im Sozialismus mehr oder weniger verboten ist. Das «paradigmatische Bild der Menschheit» (so der Verlag zu Stancu Buch), das dort u. a. in ungezählten viel spannenderen Geschichten gegeben wird, hilft dem Leser zur Selbsterkenntnis. Stancu (hoffentlich) nicht.

Hanni Tarsis

*Kinder, nein wie isses schön ...*

### Tadellöser und Wolff

Ein bürgerlicher Roman von Walter Kempowski. Hanser, München. 476 Seiten; Fr. 36.40.

Wie isses nun bloss möglich ... , denn auf dem Umschlag ist unter dem Titel genau in der Mitte ein Klingelknopf abgebildet. Drückt man darauf — nichts erstaunt einem bei diesem Buch — und stellt sich vor, man befinde sich in den Jahren 1939—1945 und dazu in Rostock in der Strasse so und so (später voller Bombentrichter) vor dem Hause so und so, geht oben ein Fenster auf, und es schauen heraus: Der Vater, Reeder und guter Kunde der Tabakwarenhandlung Loeser und Wolff. «Tadellöser und Wolff» nennt er alles, was nicht gerade «Miesnitzdörfer und Jensen» ist, und das ist allerdings vieles in dieser Zeit. Die Mutter, kleiner als Vater und ausgeglichener und daher meistens «Tadellöser und Wolff». «Kinder, nein wie isses schön», sagt sie und meint damit die neue Wohnung (Fenster gehen leider alle nach innen auf) oder den Ausflug auf den Harz, weniger den Bombenalarm. Der Sohn Walter, zu Beginn seiner Erzählung 10 Jahre alt, zwischenhinein mal Pimpfappelle oder Klavierstunden bei Fräulein Schnabel. «Da-dia-dam! Und — zwei!» Er erlebt genau das, was Millionen andere, die sich während der Nazizeit in ihr bürgerliches Hinterzimmer verziehen. Der Bruder Robert, blond, sechs Jahre älter als Walterchen und entsprechend gescheiter, daneben ein «Rotzlöffel». Wird später leider zum Militär eingezogen und erlebt dort ebenfalls nichts anderes als Millionen andere. Die Schwester Ulla — was hast du nur für schöne Zöpfe, mein Kind — sogar zehn Jahre älter, aber eben ein Mädchen. Mit der Zeit heiratet sie tatsächlich einen Dänen, der im Buch ebenfalls eine wichtige Rolle spielt und sehr komisch Deutsch spricht. «Tak tak' für Abendbrot.» Soweit die Hauptpersonen.

Was tut die Familie? Sie mausert sich schlecht und recht durch die Zeit des Nationalsozialismus (Kinder, wie isses nun bloss möglich ...), staunt über die komplett «verbunzte» Zeit, nimmt mehrmals Abschied vom Vater (Oberleutnant) und einmal von der Tochter Ulla (Heirat), hofft auf bessere Zeiten und kümmert sich weniger um Politik und dergleichen als um sich selbst.

Bürgerliche Wirklichkeit während der Herrschaft der Nazis in Zeitlupe, eine Tragikomödie mit Tausenden von Statisten, verpackt in einen bürgerlichen Roman, der schliesslich mehr über den Alptraum dunkelster Vergangenheit aussagt als manches sogenannte Sachbuch. Daneben ist dieser fabelhafte Roman kolossal komisch, und man schmunzelt und kichert und lacht und weiss dabei sehr genau, dass es eigentlich gar nichts zu lachen gibt. A. H.

## Julius wird Millionär

(Fortsetzung von Seite 9)

chen, um mit mir die Erinnerungen an unsere Jugend wachzurufen.

So erfuhr ich, dass Julius aus der Bäckereigenossenschaft ausgeschieden war. Backen tat er zwar auch jetzt, aber auf eigene Rechnung, und nicht Brot, sondern eher Brötchen, Kaisersemmel, Gugelhopf und ähnliche Leckerbissen für Westtouristen, die sich solche ausgefallenen Gaumenfreuden leisten können.

Vor einigen Jahren hatte er nämlich vom rumänischen Staat eine kleine Kneipe gepachtet und zu einer anziehenden Imbissstube gestaltet. Der rumänische Vater-Staat hatte endlich wahrgenommen, dass er den so ersehnten westlichen Touristenstrom mit nur staatlichen Hotels und Restaurants nicht gerecht werden konnte. Also gab er die kleineren und unrentablen Betriebe unternehmungslustigen Staatsbürgern in Pacht, und zwar unter akzeptablen Bedingungen.

Die Pacht hat sich für Julius als eine wahre Goldgrube erwiesen. Er ist nämlich geschickt und fleissig. Er bietet traditionelle Spezialitäten, Leckerbissen der «Friedenszeiten». Von früh bis spät ist sein kleiner Laden — ein Stehpult und vier Tische — berstend voll. Er arbeitet mit sieben Angestellten. Sein Jahresumsatz geht in die Millionen. (Genau Summen hat er mir natürlich nicht anvertraut; ich glaube, er verrät sie nicht einmal sich selbst!) Er hat sich ein schönes Familienhaus gekauft, und an der Sommervilla wird noch gebaut (mit Swimming-pool, versteht sich!). Und nun — als angesehenen Staatsbürger — erhielt er sogar einen Pass für eine Auslandsreise. Er hat sich im Gastgewerbe im Westen umgesehen und will nach seiner Heimkehr seine Imbissstube erweitern und modernisieren.

Julius hatte aufgehört, ein Revolutionär zu sein. Endgültig. Ein Vierteljahrhundert sozialistische Revolution hat es geschafft.

(Fortsetzung folgt)